

Heinz-Jürgen Niedenzu

Soziogenese der Normativität

Zur Emergenz eines neuen Modus
der Sozialorganisation

© Velbrück Wissenschaft, Weilerswist 2012

Einleitung

In den letzten Jahrzehnten ist ein – auch außerhalb der im engeren Sinne wissenschaftlich interessierten Öffentlichkeit – wieder erstarkendes Interesse an Fragen der humanen Stammesgeschichte und der Evolution zu beobachten, welches sich in dem Erfolg von thematisch einschlägigen Büchern, Filmen, Fernsehsendungen und populärwissenschaftlich aufbereiteten Artikeln in auflagenstarken Wochenmagazinen manifestiert. Eine zusätzliche medienvermittelte Verstärkung fand dieser Trend durch die vielen Beiträge anlässlich des 150jährigen Jubiläums der Veröffentlichung von Darwins ›Über die Entstehung der Arten‹. Wo aber liegen die systematischen Gründe für diese Hinwendung zu Fragestellungen, die vordergründig doch nur von relativ wenigen Spezialistinnen und Spezialisten wissenschaftlich bearbeitet werden?

Eine erste noch sehr allgemein gehaltene Antwort könnte der Hinweis auf Entwicklungen sein, die in Europa mit dem Begriff der Neuzeit verbunden werden. Diese führten in ihrer Folge zu fundamentalen Verwerfungen sowohl auf der Ebene der gesellschaftlichen Organisation als auch auf der Ebene der kognitiven Interpretamente der Welt. Wenige Stichworte mögen genügen, um plakativ einige Wendepunkte auf der Ebene der materiellen Verhältnisse wie auch auf der Weltbildebene zu benennen: *Wirtschaftlich* waren es die industrielle Revolution und die zunehmend weltweite Durchsetzung des (kapitalistischen) Marktprinzips, *politisch* der Zusammenbruch der feudalen Herrschaftsordnung, die nationalstaatliche Reorganisation Europas bis hin zu überstaatlichen Organisationseinheiten und der Globalisierungsthematik, *sozialstrukturell* der Übergang von der ständisch geordneten Gesellschaft über die kapitalistische Klassengesellschaft hin zu Individualisierungstendenzen in der Moderne unter Abschwächung patriarchalisch gestalteter Sozialordnungen und mit dem neuen Erfordernis des sozial freien marktförmigen Individuums, *kulturell* schließlich die Säkularisierung des Denkens und der Legitimationssysteme, verbunden mit Begriffen wie der koper-

nikanischen Wende, der Philosophie der Aufklärung oder der Darwinschen Evolutionstheorie. Das Konglomerat dieser Wandlungsprozesse brachte für die Individuen vermehrte Unübersichtlichkeit und damit ein neues Verortungsproblem mit sich, nämlich die Frage nach dem eigenen Ort in der Gesellschaft, in der Natur und im Kosmos.

Eine zweite Antwort könnte auf das gestiegene Bildungsniveau und die Rezeption der neuzeitlichen Wissenschaften verweisen. So bedrohen beispielsweise rezente ethologische, paläoanthropologische und evolutionsbiologische Forschungsergebnisse die lange sicher geglaubte Grenzziehung zu den Tieren und damit die Überzeugung von der eigenen Sonderstellung unter den Lebensformen, während gleichzeitig von Seiten der Sozial- und Kulturwissenschaften die Kontingenz aller humangesellschaftlichen Organisationsformen betont wird. Damit geht eine weitere Dezentrierung des Menschen aus dem natürlichen und dem sozialen Kosmos einher, denn tradierte Antworten werden zunehmend prekär, womit sich die Frage der Selbstpositionierung aber nur umso schärfer stellt. Eine denkbare Reaktion auf diese zunehmende Unschärfe kann in der Hinwendung zu neuen dogmatischen, ontologische Sicherheit versprechenden Leitsystemen (Kreationismus; Intelligent Design Debatte; nationalistische Ideologien usw.) bestehen, eine andere Reaktionsmöglichkeit wäre die Stärkung der Wissenschaftsgläubigkeit. Seitdem die Sozialwissenschaften sich für das Publikum zunehmend in postmoderner Beliebigkeit zu verlieren scheinen, sucht man im letzteren Fall Antworten weniger bei den Sozial- und Geisteswissenschaften als primär bei den Naturwissenschaften mit ihren scheinbar harten Standards, die die Validität des Wissens zu garantieren scheinen. Der (aus naturwissenschaftlicher Sicht selbst nur vordergründig vorhandene) Bezug auf Letztgrößen für gesetzesartige Begründungen unterläuft die Unübersichtlichkeit und Komplexität der Welt, bietet klare Kausalitäten an. So ist es beispielsweise für viele kognitiv entlastend und emotional befriedigender, Gene als kausale Verursacher von Verhaltensweisen und sozialen Phänomenen zu betrachten als sich mit komplexen systemischen Interferenzen, Relationierungen und Relativierungen auseinandersetzen zu müssen. Dementsprechend verlieren die Sozialwissenschaften seit geraumer Zeit in der Öffentlichkeit zunehmend an Erklärungsmacht.

Das allgemeine Thema dieser Arbeit ist Normativität als empirisch nachweisbares Strukturmerkmal humangesellschaftlicher Lebensweise, das speziellere Forschungsproblem aber ist die, angesichts der geschilderten Tendenzen und Entwicklungen, neu zu erörternde Frage nach der Soziogenese von Normativität als einem sozialintegrativen Modus. Dahinter steht eine fundamentalere ontologische Fragestellung, die angesichts der jüngsten Forschungsergebnisse innerhalb des großen Feldes der Evolutionsbiologie wieder zunehmend an Aktualität gewonnen hat: Was zeichnet menschliche Gesellschaften im Unterschied zu tieri-

schen Sozietäten aus, was sind den Menschen von Tieren unterscheidende Merkmale, was ist die *conditio humana*? Wie steht es um die Relevanz der klassischen geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Antwortversuche angesichts des neu gewonnenen Wissens im Bereich der Lebenswissenschaften?

Diese Fragen würden wissenschaftsintern als auch wissenschaftsextern unterschiedliche Reaktionen auslösen.

Grundsätzlich könnte man erst einmal einwenden, dass diese Fragestellung als wissenschaftliche nicht sehr sinnvoll ist, denn sie billigt dem Menschen und seiner Lebensform bereits von der Fragestellung her tendenziell eine Sonderstellung in der Naturgeschichte zu, die ihn von allen Vorformen abhebt und die es erst einmal zu begründen gilt. Naturwissenschaftlich gesehen lassen sich in der Evolution des Lebens wohl viele Brüche nachweisen, die in Abgrenzung zu bis dahin vorhandenen Formen Spezialisierungen darstellen, qualitativ Neues beinhalten und evolutionär neuartige Verhaltens- und Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Gleichzeitig gehen dabei aber ältere Formen nicht verloren, genauso wie es Übergangsformen gibt, die das ›Neue‹ sozusagen vorbereiten, auf den Weg bringen. Somit stellt sich der Evolutionsprozess trotz der Brüche immer auch als ein kontinuierlicher Prozess dar, d.#h. jede Grenzlinienziehung ist aus evolutionstheoretischer Sicht problematisch. Sozialwissenschaftlich wiederum muss betont werden, dass jede Grenzziehung anhand von Merkmalen und Kriterien nicht nur von unserem Wissensstand abhängig ist, sondern immer auch in einem bestimmten historisch-kulturellen Kontext stattfindet, damit immer dem Vorwurf des Ideologieverdacht ausgesetzt werden kann. Andererseits ist es auch in den Sozialwissenschaften grundsätzlich unbestritten, dass die humanspezifische Form von Gesellschaft, evolutionär gesehen, in irgendeiner Weise aus vorhumanen Formen entstanden sein muss, allein, dieses prozessuale Geschehen (›Anschlussproblem‹, Einbettungsproblem) wird in aller Regel nicht weiter verfolgt. Primär wird vielmehr die eigentümliche Eigenlogik soziokultureller Evolution in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gerückt, häufig thematisiert auf der Folie des Gegensatzes von Natur und Kultur, als Bruch zwischen qualitativ unterschiedlichen evolutionären Organisationsebenen sozietärer Lebensweise. So wird, um nur ein Gegensatzpaar zu nennen, zwischen instinktgesteuerten tierischem und normregulierten menschlichen Handeln unterschieden.

Ungeachtet dieser grundsätzlichen wissenschaftsorientierten Bedenken würde unsere Befragung trotzdem ein Resultat erbringen, welches Ausdruck unseres Denkens in Differenzen ist. Sicherlich würden die Antworten unterschiedliche, die Lebenswelt des Menschen typisierende, Merkmale hervorheben und sie auch unterschiedlich gewichten, aber eine Antwort würde in jedem Fall erfolgen. Dahinter liegt das bereits angesprochene generelle Problem, dass der Mensch aufgrund seiner Kognition, die rückgebunden ist an die gesellschaftliche Lebenswei-

se, vor dem Problem steht, sowohl sich selbst als auch seine gesellschaftliche Wirklichkeit in die Umwelt (›Welt‹; ›Kosmos‹) hinein stellen zu müssen, sich in Bezug zu dieser setzen zu müssen. Die historisch gefundenen Antworten spiegeln unterschiedliche kognitive und gesellschaftliche Entwicklungsniveaus wider, von magischen Weltbildern bis hin zu wissenschaftlichen Begründungssystemen, aber Antworten haben alle uns bekannten humanen Gesellschaften gefunden. Anders ausgedrückt geht es um das weiter oben genannte Problem der ›Selbstpositionierung des Menschen‹ in einer wie auch immer sinnlich erfahrbaren und kognitiv konstruierbaren Welt. Dieses Vermögen der Reflexion, einmal auf sich selbst, auf sein Lebenssystem und auf die Umwelt, zum anderen die Vornahme von Relationierungen zwischen diesen Größen, ist zweifelsohne ein Grundcharakteristikum des Humanen, auf dessen evolutionäre Wurzeln in der Arbeit noch eingegangen werden wird.

Viele Merkmale sind in der geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Literatur als den Menschen kennzeichnende genannt worden: Bewusstsein, Selbstbewusstsein; Geist/Kognition, Sprache, Kultur; Freiheit der Lebensführung; Arbeit, soziokulturelle Lebensweise; Moral, Normen, Werte.

Eines haben alle diese Begriffe bzw. Schlagwörter gemeinsam: sie dienen – manchmal implizit, meistens explizit – der Abgrenzung, und das in zweifacher Hinsicht. Zum einen sollen sie in einem ganz allgemeinen kulturell-gesellschaftlichen Sinne den Unterschied zu Tieren und tierischen Sozietäten markieren und damit die eigene Sonderstellung in der Welt des Lebens unterstreichen. Zum Zweiten dienen diese Markierungspunkte den Nicht-Naturwissenschaften aber auch als Abgrenzungskriterien zwischen den Disziplinen, sowohl im Sinne der Bestimmung des eigenen Forschungsfeldes und des ureigenen Gegenstandsbereiches als auch im Sinne der Legitimation der eigenen Arbeit. Dass damit auch eine tendenzielle Einigelung und Abschottung gegen interdisziplinäre Theorienbildung stattfindet, ist nur zu offensichtlich. Eine Folge dieser Situation ist die Schwierigkeit des disziplinübergreifenden Dialogs, der nicht einmal mehr über eine gemeinsam geteilte Begrifflichkeit verfügt, ganz abgesehen von dem zusätzlichen Erschwernis der Situation multipler Paradigmen in den Sozial- und Geisteswissenschaften, die sich ihrerseits durch eigene Begrifflichkeiten auszeichnen. Beispielhaft für die Situation der disziplinübergreifenden Nicht-Kommunikation oder der Kommunikationsverweigerung sind die Animositäten zwischen Soziobiologie/Ethologie und Soziologie, wo die Paradigmenkonkurrenz für die Erklärung sozialen Verhaltens offensichtlich ist. Soziobiologische Erklärungen rütteln massiv an der innersoziologischen Selbstverständigung über die Eigenlogik humaner Soziokulturalität. Einer ernsthaften Auseinandersetzung mit deren Thesen wird in aller Regel ausgewichen, sie werden als Biologisierung des Nicht-Biologisierbaren zurückgewiesen. Dabei scheint die biologische Seite

weniger Probleme zu haben, der kulturellen Sphäre ein Eigengewicht einzuräumen, während sich demgegenüber die soziologische Seite schwer tut, nicht-kulturellen Verhaltenssteuerungen und dem evolutionärem Erbe eine größere Bedeutung zuzumessen. Diese Situation ist sicherlich auch eine Folge der Wissenschaftsgeschichte der Moderne. Noch die sogenannten Gründerväter der Soziologie kannten keinen direkten epistemologischen Bruch zwischen den Gegenstandsbereichen der Soziologie und der Biologie, sondern es ging um einen speziellen Kompetenzbereich der Soziologie innerhalb der Lebenswissenschaft. Erst mit der Betrachtung sozialer Phänomene als geistige oder ideelle Gebilde kam es zur Herauslösung der Soziologie, die Einbindung in eine allgemeine Lebenswissenschaft wurde endgültig aus den Augen verloren.

Seit dem Niedergang ihrer evolutionistischen Erklärungsmodelle ist auf Seiten der Soziologie, von wenigen Ausnahmen absehend, kein systematisches Interesse mehr erkennbar an Fragestellungen, die die naturgeschichtliche Positionierung des eigenen Erkenntnisgegenstandes, dessen prozessuale Ankoppelung und Herausführung aus der Naturgeschichte, also dessen Genese, betreffen. Die gegenwärtige Soziologie scheint, was ihre grundlegenden Kernfragen und Strukturbegriffe betrifft wie etwa Kognition, Sprache, Moral, Normativität, soziale Rollen, Institutionen, Gesellschaft, kein Anschlussproblem zu haben. Dies ist umso erstaunlicher, als sich das prozessuale Denken in der Biologie als der Leitwissenschaft des 20. Jahrhunderts zum unbestrittenen Paradigma erhoben hat. Wenn die Positionierung des eigenen disziplinären Feldes im Verhältnis zur Natur und auch zu den Naturwissenschaften überhaupt thematisch wird, arbeitet die deutschsprachige Soziologie häufig immer noch mit Begriffen wie Instinktarmut, Plastizität und Weltoffenheit, ohne eine so als sozialtheoretisches Fundament gekennzeichnete Ausgangslage in einem weiteren Schritt auf ihre Genese aus der Naturgeschichte hin zu hinterfragen und/oder mit dem aktuellen naturwissenschaftlichen Wissen abzugleichen.

Nun sind Menschen offensichtlich in der Lage, ihre Lebensverhältnisse in weitgehender Weise selbst zu gestalten und in kulturelle Formen zu gießen. Diese Fähigkeit wurzelt letzten Endes in einem kognitiven und begriffssprachlichen Vermögen, welches die Konstituierung, Tradierung, Verteidigung und Legitimierung einer in Interaktionsverflechtungen geschaffenen soziokulturellen Welt ermöglicht. Das Gestaltungspotential findet seinen manifesten Ausdruck in kognitiven und materiellen Strukturen, deren Geltung normativer Natur ist. In der soziologischen Begrifflichkeit kommt genau dieses Moment der Verbindlichkeit und Verpflichtung zum Tragen, wenn von Positionen und Rollen, von Institutionen, von Moral, Normen, Werten und Kultur als dem Kitt der Sozialwelt die Rede ist. Wie aber lässt sich die Genese der Normativität selber verständlich machen, ohne ihre Funktion in den Mittelpunkt zu stellen bzw. diese zur (Schein-)

Erklärung heranzuziehen? Lassen sich soziologische und biologische Argumentationsmuster in Übereinstimmung bringen, ohne zu Reduktionismen zu führen?

Die hier vorgelegte Arbeit versucht sich in einer doppelten Perspektive: Zum einen geht sie davon aus, dass sich sehr wohl bestimmte Merkmale benennen lassen, die die menschliche Lebensweise typischerweise auszeichnen und die nominalistisch bezeichnet werden können. In dieser Arbeit geht es genau in diesem Sinne primär um ein solches Merkmal, nämlich die Normativität in der Gestaltung der sozialen Daseinsweise des Menschen. Es ist eine einfach nicht bestreitbare Tatsache, dass Menschen in sittlichen Verhältnissen leben, die zudem historisch variieren. Damit ist gemeint, dass die Beziehungen der Menschen untereinander sowie die Strukturen, unter denen sie miteinander verkehren, moralisch-normativer Natur sind, welche als nicht natural angelegte, etwa im Sinne von instinktmäßig festgelegten Strukturen, begriffen werden. Normative Strukturen sind also konstruktiv geschaffene Strukturen. Wenn hier nur von Typik gesprochen wird, verweist das auf die Tatsache, dass die menschliche Lebensweise nicht ausschließlich moralisch-normativ verfasst ist, sondern auch andere Steuerungsebenen und -mechanismen im Gegensatz oder in Ergänzung zu dieser kognitiven in Rechnung zu stellen sind, wie etwa organismisch basierte (hormonelle, affektive). Diese erste Perspektive betont also die Unterschiedlichkeit im Organisationsprinzip tierischer und humaner Sozietäten. Zum Zweiten soll die Soziogenese dieses sozialorganisatorischen Prinzips, also deren Emergenz, im Rahmen der von Günter Dux entwickelten prozessual argumentierenden historisch-genetischen Theorie rekonstruiert werden. Der Modus der Normativität wird dabei nicht als, in einem ursprungs- und ableitungslogischen Sinne, im Genom angelegte menschliche Eigenschaft verstanden. Es gilt vielmehr, diesen als neu emergiertes Organisationsprinzip zu begreifen und somit dieses Neue gleichzeitig sowohl in die Naturgeschichte einzubetten als auch aus dieser herauszuführen. Dieses doppelte Ansinnen verlangt nach einer Befassung mit der Biologie und der Evolutionstheorie und damit auch der Frage, inwieweit dieses konstitutive Merkmal menschlicher Lebensweise einen naturgeschichtlichen Vorlauf hat bzw. in Variationen schon bei tierischen Sozietäten auftritt. Dieser Zugang schließt also nicht schon von vorneherein aus, dass es schon bei höheren Primaten Vorformen im Sinne einer Protonormativität geben könnte, wobei dann zu klären wäre, warum sich diese nicht zu einer Typik der Lebensverhältnisse weiterentwickeln kann bzw. konnte. Die verfolgte historisch-genetische Perspektive ist also eine evolutionstheoretisch erweiterte, das Ziel ist die Skizzierung einer soziologischen Anthropologie als Ausgangspunkt für die soziologische Analyse humaner Vergesellschaftungsformen. Soziologische Anthropologie soll in diesem Sinne heißen, dass die Logik des Entstehungsprozesses selbst sowohl strukturell als auch inhaltlich thematisiert wird, im Unterschied zu vorliegenden Versuchen

im Rahmen der klassischen Philosophischen Anthropologie, die kein prozessuales Verständnis ihrer Grundbegrifflichkeit entwickelt haben und damit die Kluft zwischen Biologie und Soziologie, zwischen tierischen und humanen Sozietäten, nur zur Hälfte geschlossen haben. Damit soll gesagt werden, dass Begriffe wie ›exzentrische Positionalität‹, ›Weltoffenheit‹ und ›Plastizität‹ sehr wohl ihre Berechtigung zur Kennzeichnung des Humanen haben, dass sie aber von Plessner, Scheler und Gehlen mehr als statische Kategorien eingeführt und verwendet wurden denn als prozessuale.

Wir gehen mithin von einem die humane Lebensweise kennzeichnenden Element aus, nämlich dem Modus der Normativität, dessen Soziogenese es im Rahmen einer evolutionstheoretisch erweiterten historisch-genetischen Theorie zu erklären gilt. Die doppelte Perspektive verbindet also eine den Bruch mit evolutionär älteren sozialorganisatorischen Prinzipien betonende Perspektive mit einer prozessual orientierten Erklärungsstrategie; auf diese Weise soll der Anschluss an das aktuelle naturwissenschaftliche Wissen hergestellt werden, gleichzeitig aber auch das Besondere herausgearbeitet werden, welches zur Erklärung einer soziologischen Betrachtung bedarf.

In Verfolgung der hier nur kurz angerissenen allgemeinen Themen- und konkreten Problemstellung ist das erste Kapitel der Skizzierung des Themenfeldes, programmatischen Überlegungen zum Verfahren einer Rekonstruktion des Sozialen aus naturgeschichtlichen Bedingungslagen sowie anthropologischen Überlegungen gewidmet. Im Rahmen dieser Diskussion werden Kriterien herausgearbeitet und benannt werden, die es erlauben, die in den folgenden Kapiteln vorgestellten Ansätze und Erklärungsstrategien auf bestimmten Dimensionen befragen und ihren Erklärungswert diskutieren zu können. Im zweiten noch allgemein gehaltenen Kapitel steht das Problem der Integrierbarkeit evolutionstheoretischen Denkens in das analytische Instrumentarium der Soziologie im Vordergrund. In beiden Kapiteln ist die Frage von zentraler Bedeutung, inwieweit die Soziogenese von Moralität und Normativität in gattungsgeschichtlicher und/oder systematischer Hinsicht überhaupt als Problem erkannt und wie sie thematisiert wird.

Eine sachhaltige Argumentation lässt sich nur gewinnen, wenn man bereit ist, auch außersozologisch gewonnene Erkenntnisse und Erklärungsansprüche zur Kenntnis zu nehmen und deren Relevanz für die eigene Theoriebildung zu prüfen. In diesem Sinne widmet sich das dritte Kapitel dem gattungsgeschichtlichen Vor- und Parallellauf, um die Frage nach der Normativitätsgenese auch in der evolutionären Tiefenperspektive stellen zu können. Im Rahmen der Allgemeinen Evolutionstheorie werden die naturgeschichtlichen Prozesse nachgezeichnet, die das Bedingungsgefüge für die Genese der Normativität vorbereitet haben. The-

matisch werden also Forschungsergebnisse aus Paläoanthropologie, Ethologie, Primatenforschung, Soziobiologie, Molekulargenetik etc.

Das vierte und das fünfte Kapitel widmen sich der Frage nach der theoretischen Tragfähigkeit individualistisch handlungstheoretisch-rationalistisch ansetzender Erklärungsstrategien des Normativen. Im vierten Kapitel werden die grundlegenden Ansätze der Klassiker der schottischen Moralphilosophie (Hobbes; Hume; Smith u.a.) diskutiert, während es im fünften Kapitel um moderne Fortführungen insbesondere im Rahmen der gegenwärtig so aktuellen Rational-Choice-Konzepte geht.

Im sechsten Kapitel stehen drei soziologische Theorien im Fokus, die mehr oder weniger explizit die normative Organisationsform der Gesellschaft (Geiger; Popitz) bzw. die Soziogenese normativer Strukturen (Elias) in den Vordergrund ihrer Überlegungen gestellt haben, aber alle mit theorieimmanenten Problemen behaftet sind, wenn es um die Erklärung der Genese der Normativität geht. Im daran anschließenden siebten Kapitel soll herausgearbeitet werden, in welcher Form in der Meadschen Sozialtheorie die Verbindung zwischen vorhumaner Lebensweise und normativ strukturierter humaner Lebensweise konzeptualisiert worden ist.

Sind die ersten sieben Kapitel der Aufgabe gewidmet, das Problemfeld aus verschiedenen Perspektiven deskriptiv-analytisch aufzuarbeiten und auf diesem Wege Einsicht in argumentative Fallstricke und Verkürzungen zu gewinnen, so geht es im abschließenden achten Kapitel in einem ersten Schritt um die Präsentation der historisch-genetischen Theorie. Diese beansprucht sowohl erkenntnistheoretisch als auch materialiter eine Erklärung liefern zu können, in welchen Prozessen sich Moralität/Normativität als spezifisch menschliche Daseinsform und Lebensstruktur aus der Konstellation spezifischer natürlicher Bedingungen herausbilden hat können. Dieser Anspruch, das neuzeitliche Wissen sozusagen auf den Punkt zu bringen, ist in einem zweiten Schritt, vor dem Hintergrund des vorher aufgearbeiteten und erarbeiteten Wissens, kritisch zu diskutieren. Die Arbeit schließt mit Vorschlägen zur Nachjustierung und Erweiterung der Theoriearchitektur der historisch-genetischen Theorie.

Über die Auswahl der behandelten Ansätze bzw. die Nichtberücksichtigung anderer lässt sich natürlich immer trefflich diskutieren. Ich habe mich für solche entschieden und das in den jeweiligen Kapiteln auch kurz begründet, die zumindest ansatzweise das Problem der Genese des Modus der Normativität in ihren sozialtheoretischen Überlegungen mitführen und die mir als besonders fruchtbar für die hier verfolgte Fragestellung erschienen. Dass man auch andere Ansätze und paradigmatische Zugänge unter dieser Themenstellung analysieren könnte, sei mithin unbestritten. Stilistisch habe ich ein Verfahren verwendet, welches sich auf die Frage der Normativitätsgenese in den jeweiligen theoretischen Zu-

gängen und Sichtweisen konzentriert. Aus diesem Grunde steht die Darstellung der diesbezüglichen Hauptargumente und das kritische Abwägen derselben im Vordergrund, womit einhergeht, dass die Darstellung nicht beansprucht, in einem umfassenderen Sinne auch die theoretischen Positionen als solche aufzuarbeiten und zu würdigen. Dieser Strategie folgend habe ich, um auch die Lesbarkeit zu fördern, den Textfluss weitgehend frei gehalten von Bemerkungen, die nicht unmittelbar mit dem eigentlichen Thema zu tun haben; etliche weitergehende Hinweise finden sich deswegen nur in den Fußnoten.